

A. J. MCCABE

# QAZ QROM

DIE JAGD NACH  
DEM CHROMGELD



WIRTSCHAFTSTHRILLER

B. JAKE McCABE (Pseudonym), Jg. 1969, lebt zurzeit unter anderer Identität. Er arbeitet in mehreren Berufen, unter anderem auch für eine überstaatliche Organisation. *QazQrom* basiert in weiten Teilen auf Erkenntnissen, Erfahrungen und Erlebnissen von Personen aus seinem Umfeld. Diese Ereignisse werden hier zum ersten Mal geschildert.

ANN C. McCABE (Pseudonym), Jg. 1968, lebt nach mehreren Stationen im Westen Deutschlands. Um ihr Privatleben und ihre Familie abzuschirmen, möchte sie nicht mit ihrem richtigen Namen in einer Buchveröffentlichung erscheinen.

ULRICH BRANDT, Jg. 1957, ist Autor der Cartagena-Krimis *Iberische Hitze*, *Iberische Schatten* und *Die schwarzen Rosen von Cartagena* (Aufbau e-book). Er lebt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in Köln. *QazQrom* ist sein erster Thriller.

Eva-Sophie Becker (28), ist Bankerin und leidenschaftliche Freeclimberin. Ohne eigenes Zutun findet sie sich mitten in einer internationalen Intrige um Unterschlagung, Geldwäsche und illegale Konten wieder: Mehrere Milliarden Dollar sind aus den Sozialrücklagen einer Chromhütte verschwunden. Der Zugang zu diesem Geld landete ausgerechnet auf Sophies Smartphone ...

Diese Geschichte habe ich zwei Leuten unter dem gemeinsamen Pseudonym A. J. McCabe zu verdanken. Sie erzählt von Personen aus deren Umfeld. Ihre Zeit beim Geheimdienst ist so lange her und so oft dementiert worden, dass sie inzwischen für fiktiv gelten könnte, ebenso wie die Handlung dieses Romans. Zwar sind einige Figuren und Geschehnisse an Personen der Zeitgeschichte angelehnt, aber ihre Hintergründe und Handlungen sind frei erfunden - insbesondere die Idee, es könnte in Köln so etwas wie eine Tageszeitung mit überregionaler Bedeutung geben.

September 2021

U. Brandt

*für Tamara*

# Inhaltsverzeichnis

Kapitel Null

Kapitel Eins

Kapitel Zwei

Kapitel Drei

Kapitel Vier

Kapitel Fünf

Kapitel Sechs

Kapitel Sieben

Kapitel Acht

Kapitel Neun

Kapitel Zehn

Kapitel Elf

Kapitel Zwölf

Kapitel Dreizehn

Kapitel Vierzehn

Kapitel Fünfzehn

Kapitel Sechzehn

Kapitel Siebzehn

Kapitel Achtzehn

Kapitel Neunzehn

Kapitel Zwanzig

Kapitel Einundzwanzig

Kapitel Zweiundzwanzig

Kapitel Dreiundzwanzig

Kapitel Vierundzwanzig

Kapitel Fünfundzwanzig

Kapitel Sechszwanzig

Kapitel Siebenundzwanzig

Kapitel Achtundzwanzig

Kapitel Neunundzwanzig

Kapitel Dreißig

# Null

Klar lief das Ding schief. Passte eben nichts zusammen. Allein schon die Bude – viel zu schick und persönlich für ein *sicheres Haus*. Dazu die aufdringliche Hausmeisterin ... Vier zog skeptisch die Luft durch die Nase ein, selbstverständlich geräuschlos.

Er und seine Einheit eilten das verglaste Treppenhaus des Apartmentblocks hinauf, das ihnen im Briefing exakt geschildert worden war: Schick, modern, hell. Genau wie die vierundzwanzig Wohnungen, alle mit ähnlichen Grundrissen; die meisten lagen am Wochenende verwaist, weil ihre potenten Mieter sich von ihren aufreibenden Jobs in der City erholen mussten.

Vier brummte abfällig. Nichts deutete auf den Unterschlupf einer Terroristin. Beige Gusssteinstufen glänzten frisch gewischt; die Stuttgarter Innenstadt bildete das Kerngebiet der schwäbischen Kehrwoche. Sneakers mit hellen Sohlen, wie sie die meisten Kameraden des Sondereinsatzkommandos trugen, erzeugten darauf keine Geräusche und hinterließen keine Spuren. Lautlos huschten die Männer in Helmen und schwarzen Sturmhauben, in Kampfoverall und Schutzwesten, die Treppen hoch.

Gegenüber der rechten der beiden Türen im dritten Stock nahm ihr Kommandeur Position. Er trug, wie sie alle, das Hoheitszeichen mit dem Landeswappen auf dem einen Bizeps; auf dem anderen Ärmel seines Overalls prangte eine Eins.

Der stellvertretende Einsatzleiter, Zwei, verharrte eine Etage tiefer am Fuß der Treppe. Zwischen ihnen warteten konzentriert und sprungbereit die zwölf Kameraden des Kommandos. Ihre MPs hielten sie mit der Mündung nach

unten. Zwei flüsterte in das Funkmikrofon an seinem Mundwinkel. »Visierlicht.«

Fast gleichzeitig strahlten die starken Punktleuchten an den Maschinenpistolen auf. Ihre Lichtschwerter tauchten das Treppenhaus in reflektiertes Unterflurlicht wie einen angesagten Nachtclub.

»Ramme bereit.«

Sechs, der Polizist unmittelbar neben der Tür, der zusätzlich zu seiner MP den schweren Bohrhammer in der linken Armbeuge trug, den Riemen des Apparats am Gürtel gesichert, hob die Ramme in die Waagrechte und richtete sie auf das Türschloss.

Der Spion in der dünnen Holztür zeigte kein Licht, spiegelte nur die Reflexionen der Visierlampen vom glänzenden Steinboden wie ein Kaleidoskop.

»Bereit.« Sechs murmelte in sein Kinnmikrofon. Er setzte, um sein ganzes Gewicht gegen die Ramme zu stemmen, sein rechtes Bein weit nach hinten.

»Los!«

Wie unter einer Explosion knallte das Schloss auf, Sechs sprang rasch beiseite. Das Türblatt, polternd aus Schließriegel und Scharnieren gerissen, krachte in den Flur des Apartments. Vier, auf der anderen Seite der Tür, verharrte reglos. Eine lange halbe Sekunde.

»Rein!«

Vier hob seine Waffe vors Gesicht, schnellte in die Türöffnung und setzte mit raschen, kontrollierten Schritten in die Wohnung. Hinter ihm folgten seine Kameraden. Ihre Visierleuchten warfen seinen Schatten voraus an die Wände des Flurs und auf die Tür zum Wohnbereich, aus deren Spalt ein schwacher Lichtschein drang.

Aus dieser Türöffnung kam ihm eine junge Frau mit weit aufgerissenen Augen entgegengestürzt, ihre Ohrhörer noch in einer Hand. »*What the fuck are you ...?*«

»Stopp! Hinlegen!« Vier zielte und leuchtete der Zielperson ins Gesicht. »Stopp!«

Die Frau blinzelte und schwankte, der Lauf der MP traf sie unter der Nase über dem Schneidezahn. »Zurück! Hinlegen! Keine Bewegung!«

»*Are you fucking crazy?*« Die Zielperson, wahrscheinlich Eva-Sophie Becker, riss die linke Hand hoch, vielleicht, um ihre Lippe zu betasten, beinahe berührte sie die Mündung der MP. Wenn sie an den Lauf der Waffe griff, war Schießfreigabe von den Vorschriften gedeckt. Jeder seiner Kameraden würde den Sachverhalt ohne Zögern bestätigen. Über seine Schulter sprühte ein Kamerad der Zielperson zischend Nebel ins Gesicht.

»Zurück! Hinlegen! Auf den Boden!«

Eva-Sophie Becker kniff die brennenden Augen zusammen, zögerte, wich nur langsam zurück.

Worauf wartete sie bloß, verdammt nochmal? Vier senkte seine Waffe, rempelte der Zielperson seinen geharnischten Ellbogen vor die Brust. Er musste Abstand schaffen zwischen sich und der Bedrohung, so stand es im Schulungsbuch.

Vom Stoß hintenüber geworfen, strauchelte die junge Frau, prallte mit der Schulter gegen ein stählernes Bücherregal, fiel auf die linke Seite, schrie auf und drehte sich sofort wieder auf den Rücken. Doch da hatte Vier sie schon unter Kontrolle und drückte sie mit beiden Knien auf den Boden. Über und hinter ihm rückten seine Kameraden nach, besetzten entschlossen die kleine Wohnung.

»*Freeze!*« Vier brüllte der Frau ins Gesicht. Als sie die tränenden Augen abwandte, dabei aber nicht nachließ, sich zu wehren, half er mit einem winzigen Stupser nach. Sofort blutete sie auch noch an der Stirn.

Inzwischen kam ihm Sechs zu Hilfe. Gemeinsam wanden sie der Zielperson die Daumen aus den Fäusten, hebelten sie zur Armbeuge, machten die Frau damit wehrunfähig und drehten sie auf den Bauch. Sie packten ihre Handgelenke und fixierten sie mit Bindern hinter dem Rücken.

Die Frau schrie auf, warf wütend ihren Kopf herum, fast hätte sie Sechs am Helm getroffen. Im Reflex stieß er ihr den Kolben seiner MP in den Nacken. Niederhalten zur Immobilisierung war erlaubt. Für Vier sah es ganz so aus, als könnte es einen Bluterguss geben, verdammt, der rotgeränderte Abdruck des Schulterstücks war schon deutlich zu erkennen.

Sechs machte sich daran, die Verdächtige auf verdeckte Bewaffnung zu checken. Auch im Intimbereich; nirgendwo stand geschrieben, wie gründlich diese Untersuchung sein musste. Sechs richtete seine Helmkamera wie zufällig auf die Füße der Zielperson. Als die wütend hochschnellten, »Dreckswichser!«, traf es sich gut, dass Sechs seitlich mit geschlossenen Beinen kniete und der fiese Schwung ihrer Hacken vom Metallschaft der Elektroramme gestoppt wurde. Es knackte trocken wie brechende Knochen. Die Zielperson wimmerte auf.

»Geschieht ihr ganz recht, der blöden Schnepfe«, sagte sich Vier tonlos.

»Sauber!« Acht hatte das winzige Badezimmer durchsucht.

»Sauber!« Elf brauchte ungefähr eine Zehntelsekunde, um festzustellen, dass der Balkon des Apartments unberührt lag. Dabei war sein Winken zu den Kameraden auf dem Dach gegenüber schon eingerechnet.

»Sauber!«, rief Fünf, der Eva-Sophie Beckers winziges Schlafzimmer inspiziert und für unbelebt befunden hatte. Den letzten Raum bildete das geräumige Wohnzimmer, in dem sie standen und knieten.

Eins sprach seine Zusammenfassung in den Funkknopf an seinem Kragen. »Zielobjekt gesichert; Zielperson am Boden. Die Kollegen SPS können abrücken.« Das war an die Scharfschützen von gegenüber gerichtet.

Ganz so kontrolliert wie Eins es an die Zentrale durchgab, sah es in Sophie Beckers Apartment nicht aus. Überall standen Koffer herum, teilweise gepackt. War die Terroristin

dabei, ihre Spuren zu verwischen? Zwei und Eins musterten die Hinterlassenschaften im zerwühlten Wohnraum und konnten sich keinen Reim darauf machen. Stapel von Kopien uralter Akten, getippt in ungleichmäßiger Schreibmaschinenschrift, mit handschriftlichen Anmerkungen in Sütterlin, mit Hakenkreuzen in Briefkopf und Dienstsiegel, flatterten überall im Raum verteilt. Gab es einen rechtsradikalen Hintergrund? »Müssen die Kollegen abklären.«

»Lassen Sie los!« Sophie Becker wehrte sich heftig. Vier und sein Kollege hatten alle Hände voll zu tun, die schmale Frau zu bändigen. Für eine Tarnexistenz als Bankangestellte wirkte sie erstaunlich gut trainiert. Doch Vier und Sechs als untergeordnete SEK-Beamte wussten nie, mit wem sie es zu tun hatten. Ob diese junge Frau wirklich in einer Bank hinter dem Schalter stand, konnte niemand sagen, Überraschungen waren sie gewohnt. Dafür, dass es kein böses Erwachen gab, sorgten sie selbst. Wenn ihr Zielobjekt ansprechbar war und sich manierlich benahm, kamen sie ihr vielleicht entgegen und drehten sie auf den Rücken. Dann wäre auch der dicke Tropfen Blut nicht so deutlich zu sehen, der ihr aus dem linken Ohr lief und am Kiefer herabrann.

»Sie sind Eva-Sophie Becker?« Eins übernahm.

»Yes ... ähm ... Nein.« Die Frau atmete schwer.

»Safira al-Husseini?«

»*Who the fuck?*«

»Sie sprechen doch deutsch?«

»Ja ... ähm ... *No.*«

»Wo sind Ihre Papiere?«

»In mein ... *wallet*. In meiner Briefftasche.«

Vier wunderte sich doch sehr. Eva-Sophie Becker, geboren 1989 in Herkenrath, NRW, wohnhaft in Stuttgart-Rosenberg, sprach unüberhörbar mit stark slawischem Akzent. Irgendetwas lief hier völlig schief - nach seiner unmaßgeblichen Meinung.

Einen Vormittag zuvor waren in Frankfurt zwei junge Frauen gelandet. Auf dem Rollfeld hatte es genieselt. Nach mehr als zehn Stunden im klimatisierten Jumbo ließ sich der Temperaturunterschied nicht spüren. Die Luft, die durch die Lücke zwischen den dicken Gummilippen der Passagierbrücke und der aluminiumglänzenden Außenhaut des Fliegers hereinpiff, roch nach Abgasen und Gummi. Grau spannte sich der Himmel hinter den kleinen Bullaugen des Flugsteigs, so matt und schlierig wie die Startbahn. Greta Hesseler und Eva-Sophie Becker kamen aus der Karibik zurück. Zehn Tage hatten sie sich gebräunt, gebrutzelt und mit Sand paniert, sich an bunten Drinks festgehalten und die gutgebauten, abenteuerlustigen Jungmänner durchgelästert, hauptsächlich Amerikaner und Israelis, die ihre Köpfe nach ihnen verdrehten. Sie fühlten sich unbeschwert, sie hatten noch volle vierundzwanzig Stunden Urlaub, den würden sie sich durch ein paar Tropfen Regen nicht vermiesen lassen.

»Oder, Esa?« Greta hob auffordernd eine Handfläche.

»Nie im Leben!« Sophie klatschte ab und schlug ein. Sie schlenderten die sanfte Steigung der Röhre hinauf, die aus dem Flugzeug ins Terminalgebäude führte, zwei junge Frauen Ende zwanzig, sportlich, schlank, hübsch – Greta mit herausfordernd vollen Lippen, aschblond, ihr asymmetrischer Pony fiel ihr gern über die blitzend blauen Augen; Eva-Sophie mittelblond, mit langen, zum Pferdeschwanz gebundenen Haaren und einem wimpernhellen Madonnengesicht. Sie hatten es nicht eilig. Die halbe Nacht hatten sie sich aufgekratzt Drinks aus der Bordküche kommen lassen, leider nicht so bunt und kunstvoll geschüttelt wie an Zorros Bar am Strand von Isla Mujeres.

Zorros Spezialität, der *Tequila Sunset*, leuchtete so orange und rosa wie er sollte, auch mit Rum statt Tequila und Mangonektar statt Orangensaft. Nach genau diesen Farben hatten Greta und Sophie ihre Jux-Sonnenbrillen ausgesucht:

rosa Herzen mit blau funkelnden Plastikperlen für Greta, gelborange Rauten mit smaragdgrünem Rand für Sophie. Mit ihren schrillen Brillen, in Sonnentops, hellen Shorts und Riemchensandaletten, sahen die beiden aus wie aus der Tampon-Reklame: selbstbewusst und sorglos. Sie kicherten übermütig.

Bis sie um die Ecke bogen. Am Ende des Gangs, vor einer Glastür, die ins Innere des Terminalgebäudes führte, nahmen zwei Grenzschutzbeamte in Uniform alle Ankommenden in Augenschein, holten sich einzelne Reisende aus der Schlange und ließen sich die Papiere zeigen, auch wenn das den Fluss der übrigen Reisenden aufhielt. Sophie zögerte. Greta zupfte sie am Handgelenk. »Was'n los? Denen geht's doch nur um Migranten.«

Tatsächlich zogen die Beamten ausschließlich Alleinreisende heraus, eine junge Mexikanerin und einen dunkelhäutigen jungen Mann, der aus der Karibik kommen mochte.

Sophie schluckte. Ihr war nicht präsent, dass sich die Einreisemodalitäten seit dem Sommer der Flüchtlingskrise verschärft hatten. Sie beide hatten freilich nichts zu befürchten.

Nachdem sie ihre wuchtigen Hartschalenkoffer vom Band gehoben hatten – viel leichter, als sie aussahen, denn außer ein paar Tops, Shorts und Bikinis enthielten sie nur luftige Unterwäsche; für Mitbringsel hatten beide keine Lust gehabt, keine Zeit und keine Adressaten –, stellten sie sich an der Passkontrolle in den Bereich für EU-Bürger.

Der Grenzschützer sah gut aus: männlicher Kiefer, markante Jochbeine, Bartschatten und feine dunkle Brauen über leuchtend grauen Augen. »Wenn Sie kurz die Brille ...«

Greta schob ihre rosa Brille ins Haar, wie unabsichtlich fuhr sie mit der Zungenspitze über die Lippen. Provozierend drehte sie den Kopf, zeigte ihre schlanke Nase im vorteilhaften Halbprofil, senkte die Stirn und warf dem

markigen Beamten einen langen, heißen Blick zu. »Sehr gern!«

»Danke. Angenehme Weiterreise.« Der Typ blieb kühl wie eine Hundeschнауze. Ungerührt schob er ihren Pass zurück.

Greta warf ihren Pony herrisch aus dem Gesicht und stolzierte mit wiegendem Po durch die Absperrung.

Sophie musste grinsen. Sie war dran. Sie nahm ihre Brille ab.

»Danke, Frau ... Becker.«

Sophie nickte. Fast kam es ihr so vor, als kontrollierte der gutaussehende Polizist ihr Passfoto gründlicher als Gretas, er sah ihr ins Gesicht, wieder auf ihren Pass. Sophie lächelte, ließ wie zufällig ein Augenzwinkern aufflackern.

»Bitte.« Der Beamte reichte ihren Pass zurück und lächelte dabei schüchtern. Zumindest bildete Sophie sich das ein.

Sie machte sich auf den engen Weg durch die Sicherheitsklappen. Beim besten Willen konnte sie nicht stolzieren wie Greta, schon gar nicht in ihren flachen Sandalen. Und doch spürte sie sicher, dass ihr die Blicke des Typen folgten ...

Eva-Sophie Becker tippelte gutgelaunt durch die schulterhohen elektrischen Türflügel und bemerkte nicht, dass der Grenzschutzpolizist hinter ihrem Rücken seinem Vorgesetzten ein Zeichen gab. Der Kommandeur am Ende der Buchtenreihe nickte bestätigend und griff nach seinem Funkgerät am Kragen der Uniformjacke.

Er und seine Kollegen ließen Sophie Becker nicht mehr aus den Augen.

# **Eins**

## **Vier Jahre zuvor**

Den eigenen Tod überlässt keiner dem Zufall. So gut wie jeder hat eine Vorstellung davon, wie er oder sie sich umbringen würde und kennt seine bevorzugte Methode, zumindest in der Theorie. Oleg Proporov hatte gleich sieben Möglichkeiten zur Auswahl.

Als Gewerkschaftsführer hatte er jahrelange Erfahrung damit. Betriebsunfälle und schwerste Erkrankungen stellten unvermeidliche Gefahren der Chromitförderung dar, ganz gleich wie oft Proporov und seine Mitstreiter davor warnten, in der Betriebsleitergruppe argumentierten und ihre Kolleginnen und Kollegen zur Vorsicht agitierten. Die Betriebsangehörigen der *PAO Qazaqstan Qrom* in Qromtay, Kasachstan erhielten gute Löhne und eine überdurchschnittliche Kranken- und Altersversorgung. Proporov selbst hatte dazu beigetragen, sie zu erkämpfen. Als zweiter Sekretär der Belegschaftsvereinigung hatte er allerdings auch jeden einzelnen Toten mit eigenen Augen gesehen, manche sogar beim Sterben begleitet.

Proporov rieb sich die unangenehmen Erinnerungen aus den Augen. Er rückte sein Wasserglas zu den zwei mit Korken verschlossenen Glasflaschen, deren Bäuche im flachen Licht matt schimmerten. Mit der Handfläche wischte er eine Flasche frei. Die tiefgekühlte klare Flüssigkeit darin funkelte in den letzten Sonnenstrahlen, ließ das Glas in der warmen Abendluft jedoch sofort wieder beschlagen.

Oleg Proporov war bereit. Er trug sein bestes weißes Hemd, seine beiden Orden steckten sauber ausgerichtet am breiten Revers seines Hochzeitsanzugs. Das Jackett zog er nicht an, er passte nicht mehr hinein. Das konnte später der

Bestatter richten, der trennte oft den Rücken bis zum Kragen auseinander, bevor er seine Kunden in den Sarg legte.

In Gedanken hakte Proporov alles ab, was er erledigt hinterlassen wollte. Seinen Brief hatte er auf dem Küchentisch deponiert. Darin schilderte er Jeka Wassikova seine Gründe. Das meiste wusste seine Frau bereits, weil er ihr in den langen Jahren ihrer Ehe immer von seinen Sorgen hatte erzählen können.

Waren sie glücklich gewesen? Proporov tat sich schwer mit großen Worten. Sie hatten glückliche Zeiten gehabt, vielleicht mehr als die meisten. Seit er Jeka zum ersten Mal gesehen hatte, diese selbstgewisse junge Maschinistin mit Kranführeraufnäher am Arbeitseinteiler, wie sie lässig an die stählerne Leiter ihres Laufkrans gelehnt stand, die dunklen Locken unter einem Tuch gebändigt, mit einer Pausenzigarette zwischen den Fingern, trug er dieses Bild wie eingebrennt im Gedächtnis. Wie sie auf ihrem Steuerstand hoch unter der Decke der staubigen, vom Glühen der Erzschmelze geisterhaft beleuchteten Hochofenhalle die tonnenschweren Sintertröge zollgenau bugsierte. Reibungslos, elegant und leicht sah das aus, dabei stellte es kräftezehrende Arbeit dar, die Hebel der massiven Schwerlastkräne zu bedienen. Jekas Unterarme und ihre Hände hatten damals mehr Kraft als seine eigenen.

Inzwischen sahen ihre Haare weiß und dünn aus, an vielen Stellen bedeckte der Flaum kaum die Kopfhaut. Das war selbst auf dem Hochglanzfoto im Goldrahmen zu erkennen, das noch immer im guten Zimmer ihres Hauses hing und den Moment festhielt, als Oleg Proporov, persönlich und aus den Händen des Generalsekretärs der KPdSU, in Moskau seine Urkunde überreicht und den Orden angesteckt bekommen hatte.

Viele Jahre war das her, Proporov lächelte in Gedanken. Heute, früh am Morgen, war Jeka Akarelian – selbstverständlich hatte sie ihren Mädchennamen behalten

wie alle fortschrittlichen Frauen ihrer Generation –, in die Provinzhauptstadt gefahren, um nach ihrer zukünftigen Schwiegertochter zu sehen, die seinen und ihren ersten Enkel erwartete. Offiziell durfte Oleg nichts davon wissen.

Er saß zusammengesunken am Tisch auf der Bank hinter seinem Haus, einem von Dutzenden gleichförmiger Schnellbauten. Jedes der Arbeiterheime duckte sich in einen schmalen Hintergarten, der meist zu einem Innenhof mit festgestampfter, rissiger Erde vertrocknet war. Der kasachischen Steppe Kartoffeln oder gar Gemüse abzutrotzen, schien kaum möglich, selbst mit der Wasserversorgung aus der Pumpanlage der Genossenschaft.

Proporov brauchte sich nicht umzusehen, er kannte jeden Quadratzoll seines Grundstücks. In diesem Innenhof hatten seine Kinder gespielt, bis sie alt genug für ein Fahrrad, später ein Moped waren und sich die Umgebung und die lichte Weite der Steppe auf eigenen Rädern eroberten. Dass man sich von den Gruben fernzuhalten hatte, wusste jedes Kind in Chromtau, auch Irina und Katsvi.

Drei kratertiefe Tagebaue begrenzten den Ort im Süden und Südosten. Es waren talweite Aushebungen mit spiraligen Schotterrampen, wie die neuen, überbreiten Muldenkipper sie brauchten, um sich kilometerlang vom dreihundert Meter tiefen Grund der Krater auf die Ebene hinauf und zu den Verhüttungswerken zu winden. In der Grube und im Hüttenwerk lauerten sieben der acht Gefahren, die ein Menschenleben kosten konnten. Jeder mögliche Arbeitsunfall sicherte den Angehörigen eine lebenslange Witwen- oder Waisenrente. Proporov schnaubte bitter.

Um zu Tode zu kommen konnte er in die Luft gesprengt oder von einem Gelenklader oder einem Muldenkipper überrollt werden, er konnte in glühenden Erzstaub oder kochende Schwefelsäure fallen, vom Schwerlastkran stürzen oder unter einen Waggon der Grubenbahn geraten. Doch Proporov hatte sich für eine weitere Möglichkeit

entschieden, die fast seit Beginn des Minenbetriebs als versicherungsfähig galt. Bei der schweren, hochgefährlichen und gesundheitsschädlichen Arbeit in der Chromverhüttung stand der alltägliche Konsum von Schnaps und Zigaretten auf der Tagesordnung. Dessen Folgen mussten mitversichert sein, das brauchte den Betriebsärzten und den Ingenieuren des Leitungsgremiums niemand zu erläutern.

Proporov nestelte den Verschluss seines Gürtels auseinander, öffnete den obersten Knopf und den Reißverschluss seiner Hose. Er würde in den nächsten Minuten fast zwei Liter Flüssigkeit zu sich nehmen. Dafür saß ihm die Hochzeitshose zu eng. Niemand beobachtete ihn, von den Nachbarhäusern lugten nur fensterlose Giebel und Dachflächen über die Wellblechzäune. Er hockte allein, Jeka Wassikova würde erst zum Wochenende zurückkommen. Gerne hätte er die Geburt seines Enkels noch miterlebt. Doch die Zeit lief ihm davon. Weil er einen Fehler gemacht hatte. Nicht er persönlich, noch nie in seinem Leben hatte er etwas gestohlen. Aber durch seine Schuld war es geschehen. Dafür musste er jetzt die Verantwortung übernehmen.

Oleg Proporov schob die zwei großen Flaschen zurecht. Er musste rasch trinken, die zweite Flasche zumindest zu zwei Dritteln leeren, bevor ihn der Inhalt der ersten außer Gefecht setzte.

Das erste Glas floss ihm leicht durch die Kehle, der eisgekühlte Schnaps schmeckte mild. Proporov spülte mit dem zweiten Glas nach, schüttete sich das klobige Wasserglas noch einmal randvoll, zog scharf die Luft ein und leerte es in einem Zug. Jetzt brannte der Wodka in seiner Kehle. Proporov trank entschlossen und zielstrebig. Vorsichtshalber zog er den Korken aus der zweiten Flasche. Noch kontrollierte er jede seiner Bewegungen, schenkte sich das vierte und fünfte Glas ein, fast ohne einen Tropfen zu verschütten, leerte rasch den Rest der Flasche ins sechste.

Er musste heftig aufstoßen, der Himmel färbte sich violett, zumindest in seinen Augen unter den schweren Lidern.

Er warf das Trinkglas beiseite, schob seine flachen Hände vorsichtig über die Tischplatte auf die glitzernde Flasche zu. Sie schwankte, als wollte sie sich seinem Griff entziehen. Endlich schlossen sich seine Fäuste um das kalte Glas. Proporov führte den Flaschenhals an die Lippen und trank in verzweifelten Zügen, unterbrochen nur von heftigem Husten und Würgen. Mit dem letzten Funken seines Bewusstseins konzentrierte er sich darauf, den Schnaps auf jeden Fall bei sich zu behalten. Er hatte eine Arbeit zu erledigen.

An einem anderen Tag, am anderen Ende der Welt, fuhr ein schwerer Kombi, ein *family waggon*, suchend am Stadtpark im Zentrum von Biloxi, Ms entlang. Erst in einer Querstraße fand sich ein Parkplatz. Die junge Frau mit schulterlangen blonden Haaren, die aus der Beifahrertür sprang, ihre Kostümjacke zuknöpfte und ihre kleine Tochter vom Rücksitz hob, war Valerie deVonn. Aus der Nähe wirkte sie nicht ganz so jugendlich, sie ging auf die vierzig zu. Ihr strahlendes Lächeln zeigte viele weiße Zähne. »Da sind wir schon, meine Schätzchen.« Nur um die Augen herum sah sie müde aus.

DeVonn half auch ihrer älteren Tochter aus dem Wagen. Beide Mädchen trugen feine Sonntagskleidchen mit spitzenverbrämten Unterröcken. Megan, die jüngere, war sieben. Sie griff nach der Hand ihrer älteren Schwester.

»Das ist doch kein Picknick, Mama!«, beklagte sich die Größere.

»Komm schon, Joanna: Wir sind draußen, es gibt was zu essen und zu trinken. Und wir sind alle zusammen!«

»Viel zu viele Leute!« Joanna war zwar auch erst neun, aber von einem Picknick mit der Familie hatte sie eine klare Vorstellung. Eine Decke, ein Weidenkorb mit Essenssachen, ein Federballspiel gehörten dazu. Nicht aber Lautsprecher,

eine girlandengeschmückte Bühne, lange Tischreihen und überall Poster mit einem grauhaarigen alten Mann.

»Mama arbeitet doch eh wieder.« Joanna war nicht leicht zu täuschen. »Ganz die Mama«, schmunzelte Sebastian deVonn lautlos. »Wir schlagen uns die Bäuche voll und dann hauen wir wieder ab, was sagt ihr?«, fügte er mit einem gutmütigen Grinsen hinzu. Er war es gewohnt, seine Töchter aufzumuntern, zu versorgen, ins Bett zu bringen und sie morgens zur Schule zu fahren.

Kaum eine Stunde später schwang sich Senator Grambell zum zweiten Mal energisch auf die Bühne und zog drei Leute mit sich hinauf. »Keinesfalls dürfen wir im Rahmen dieser herrlichen Veranstaltung versäumen, unseren Freunden und Förderern zu danken! In allererster Linie dem Champion der Arbeitsplatzbeschaffer von Gulfport und Biloxi, Dagoburt Damm, CEO von Damm Oil Incorporated! - Komm her, Burt!«

Der Mann in Grambells Schlepptau brachte noch ein paar Zentimeter weniger auf die Beine als der Senator, dafür folgte ihm seine hochgewachsene, elegante dritte Frau, ein ehemaliges Fotomodell, und sein halbwüchsiger Sohn, ebenso wie Damm in einen dunklen Anzug gekleidet.

»Sie alle kennen Burt Damm und seine reizende Familie. Bitte begrüßen Sie herzlich Missis Natalja Damm und den aufstrebenden Jason Damm, sechzehn Jahre jung und bereits das prächtige Ebenbild seines überaus erfolgreichen Vaters!«

Beifall brandete auf. Burt Damm, Valerie deVonns Boss, war bekannt und beliebt in der Stadt. Der Ölmilliardär galt als der begütertste Grundbesitzer, einer der größten Arbeitgeber und der erfolgreichste Kasinobetreiber Biloxis. Letzteres ließ sich überzeugend belegen - es gab genau zwei Spielbanken in der Stadt. Ihm gehörten beide.

Burt Damm zog sich das Mikrofon herab. »Danke, Jeff. Wir alle wissen, wie viel Senator Jeff Grambell für unsere Stadt getan hat und in der nächsten Legislaturperiode sicherlich

weiterhin tun wird. Jeder kann sich glücklich schätzen, zu diesem Erfolg einen kleinen Beitrag zu leisten. Besten Dank.«

Grambell schüttelte nachsichtig den Kopf über so viel Bescheidenheit, ging strahlend auf Damm zu, zog ihn sogar in eine herzliche Umarmung. Ms Damm und dem Sohn reichte der Senator formvollendet die Hand.

»Okay, wir können.« Valerie deVonn sah das Ende der Veranstaltung erreicht. Sie würde den Rest des Nachmittags ihrer Familie widmen, selten genug, dass sie Zeit für ihre Töchter hatte. »Dank dir, Schatz.« Sie hauchte ihrem Ehegatten einen Kuss auf die Wange, der sich ebenso auf den Besuch der Veranstaltung wie auf seine Rolle bei der Erziehung der gemeinsamen Kinder beziehen konnte. »Lass uns abhauen.«

Sie wandte sich zum Gehen, als ein Kellner sie antippte. »Mister Damm bittet Sie, eine Minute zu ihm zu kommen.«

DeVonn seufzte auf. Sie kannte ihren Chef und seine Minuten. »Geht ihr schon mal vor, Seb.«

Sebastian deVonn machte achselzuckend gute Miene. »Na, dann kommt, ihr Süßen.«

Joanna und Megan hatten tapfer durchgehalten und kaum gequengelt. Schokoladenränder um ihre Münder zeugten von der Torte, an der sie sich in der Pause bedient hatten. Auch ihre Kleidchen mussten in die Wäsche.

Valerie deVonn näherte sich der kleinen Gruppe um ihren Chef, Burt Damm stürzte mit weit ausgebreiteten Armen auf sie zu, als hätten sie sich nicht zuletzt am Samstagvormittag gesehen. Und würden das in weniger als fünfzehn Stunden wieder tun.

Damm führte sie zu Grambell. Beide nickten sich freundlich zu. »Jeff hat ein Problem.«

Der Senator schüttelte seinen Silberschopf. »Ach wo, ich suche vielmehr nach einer Lösung. Die Fernsehspots brechen uns das Genick.«

Er brauchte Geld. Nichts, was deVonn überrascht hätte: Politiker brauchten stets Geld, darin bestand der wichtigste Teil ihrer Arbeit.

Grambell strahlte unbekümmert. »Burt hat sich bereit erklärt, uns aus der Patsche zu helfen.«

Das versprach schwierig zu werden, ahnte deVonn. Damm hatte bereits unter seinem Namen, unter denen seiner Frau und seines Sohnes, ja selbst unter dem Namen seiner Ex-Frau gespendet. In den zwei Jahren vor einer Wahl durfte jede Einzelperson nicht mehr als hundertzwanzigtausend Dollar geben. Grambells Partei arbeitete an der Abschaffung dieser Obergrenze, doch derzeit wäre jede weitere Zuwendung illegal.

»Ich frage mich, ob du dir eine Spende vorstellen könntest, Val?« Damm ließ es wie eine offene Frage klingen.

Der Senator beobachtete ihre Reaktion genau, er musterte sie ungeniert und kritisch, fast wie eine Packung Schinken im Supermarktregal.

DeVonn überlegte fieberhaft, setzte dazu ihr einnehmendstes Lächeln auf. Wie sie ihren Boss einschätzte, erhielte sie die Summe in bar, in den Büchern würde das Geld als ihr Jahresbonus auftauchen. Versteuern müsste sie es dennoch. Nichts davon konnte sie in Gegenwart des Senators ansprechen. Und doch musste sie das klären, bevor sie eine Verpflichtung einging. »Mit der größten Begeisterung, Senator!«

Grambell strahlte nur noch breiter. »Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, auch ihrem Boss.« Er zwinkerte Damm verschwörerisch zu. »Ihre Spende wird unseren Engpass ...«

»Über die genaue Summe sollten wir in Ruhe sprechen, Senator.« Valerie deVonn suchte Grambells Augenkontakt ebenso eindringlich wie den Blick ihres Chefs.

»Kein Problem.« Damm schüttelte den Kopf und hob großzügig die offenen Handflächen.

»Sehr bald.« Valerie deVonn nickte ausweichend.

»Ich verstehe. Darauf freue ich mich.« Grambell verabschiedete sich mit einem angedeuteten Kapitänsgruß. »Burt, ich zähle auf Sie.« Er strahlte Damm und deVonn siegesgewiss an, wandte sich ab und widmete sich seinem nächsten potentiellen Spender.

Auch Valerie deVonn verabschiedete sich rasch. Sie ließ Damm mit seinem Haifischgrinsen zurück, wie er es nach jedem erfolgreichen Abschluss aufsetzte. Ob er sich und seine Familie mit seiner Praxis in rechtliche Schwierigkeiten brachte, das war eine der Fragen, die den Ölmogul nicht zu kümmern brauchten. Dafür hatte er seine Leute, Menschen wie Valerie deVonn. Sie würde das regeln.

Der Geruch von Qromtay drang aus den Schlitzen der Klimaanlage, lange bevor die Stadt in Sicht kam. Der schlaftrunkene junge Mann auf der Sitzbank direkt hinter dem Fahrersitz sog den vertrauten Duft durch die Nase ein – süßlich-schwerer Brauereidunst mit einer scharfen Beinote von angebrannten Kartoffeln. Nichts deutete auf den metallischen Ursprung des Aromas hin. In seiner Kindheit hatte Katsvi Akarelian den Geruch nie wahrgenommen. Nur wer von außen kam, etwa von der Polizeischule in Almaty, über zweitausend Kilometer Busfahrt auf horizontlangen Überlandstraßen entfernt, erschnüffelte die Stadt schon von weitem. Denn obwohl die große Steppe Qazaqstans kilometerweite Ausblicke bot, verlor sich jedes Ziel einer Fahrt im stundenlangen monotonen Brummen der Lastwagenmotoren, in der gleichbleibenden Aussicht auf schnurgerade, oft holprige Fernstraßen, auf denen ortsfremde Fernfahrer immer wieder sprichwörtliche Irrfahrten von vielen Stunden oder sogar Tagen durchmachten, bis sie einsahen, dass sie an einer der seltenen Kreuzungen falsch abgebogen sein mussten.

Durch die Frontscheibe zeigte sich über Stunden dasselbe Bild. Nur in den Seitenfenstern war die Fortbewegung zu bemerken, dort lösten sich Grasflächen und Trockenfelder

ab, wuchsen kniehohe Krüppelbüsche oder rotbraune Riesenflechten, zogen dunkelgrüne Wildhecken und gelbliche Trockenbüsche vorbei. Die *Sary Arka* wogte endlos, ein Ozean aus Gras und Ginster, Moos und Nesseln, aus Sand, Geröll und Fels, wie Katsvi von unzähligen Stunden im Überlandbus wusste.

Diesmal hatte er, wie einmal in jedem Monat, die schnellere Flugverbindung genommen, fünfeinhalb Stunden im Turboprop. Jetzt neigten sich die letzten zwei Stunden Busfahrt vom Flughafen in Aqtöbe dem Ende zu. Katsvi fühlte sich ausgelaugt.

Als erstes tauchten die hochaufgeschütteten Abraumhalden am Horizont auf. Von den Gebäuden stachen jedem Neuankömmling zunächst die Läuterhallen ins Auge, riesige staubig-graue Wellblechkonstruktionen mit rußgeränderten Toren wie zahnlose Mäuler. Davor kamen die ersten geduckten Arbeiterhäuschen in Sicht. Von den drei tiefen Gruben, die den Ursprung der Stadt ausmachten, ihren Reichtum und ihr Schicksal bestimmten, war nichts zu sehen. Obwohl die Krater größer waren als die gesamte Ansiedlung, bemerkte man ihre Abgründe erst, wenn man unmittelbar davorstand.

Pflichtbewusst kontrollierte Katsvi seine Habseligkeiten, den flachen Wochenendkoffer, seine Jacke, die Thermoskanne mit süßem Tee, den er sich vor seinem Aufbruch im Morgengrauen gebrüht hatte. Es war drei Uhr nachmittags, der Überlandbus erreichte den Park im Stadtzentrum – Katsvi kam fast rechtzeitig.

Noch unterhielt sich die Beerdigungsgesellschaft leise, noch herrschte gedämpfte Stimmung. Arbeitskollegen und Freunde seines Vaters aus der Mine, junge Technikerinnen und Gewerkschafter, saßen an langen Tafeln im Innenhof, an aufgebockten Türblättern aus dem Haus und aus Nachbarhäusern. Die Männer aus der Mine wurden nicht alt, Oleg Ivanowitsch hatte die meisten seiner Kollegen überlebt. Junge und alte Frauen in schwarz, viele verhärtet,

machten sich nützlich, schenkten Kaffee nach und räumten geleerte Kuchenplatten ab. Es gab Hefezopf und schwarzen Tee, um die Gesellschaft für den Gang zum Friedhof zu stärken. Später, nach der Zeremonie, würden Reden, traurige Rundgesänge und später in der Nacht wohl auch lebensfrohe Trinklieder erklingen, das wusste Katsvi aus Erfahrung. Der Tod war kein seltener Gast in der Stadt, doch ein ungebetener, wie überall.

Katsvi Akarelian drückte sich an den Gästen vorbei ins Haus und dort ins Schlafzimmer, wo er rasch in den schwarzen Anzug aus seinem Koffer wechselte.

Seine Mutter fand er in der schmalen Küche, zog sie vom großen Topf weg und umarmte sie. Klein und weich war Jekaterina Wassikova geworden, deren Leib und Hände sich stets fest und kraftvoll angefühlt hatten. Doch jetzt, die dünnen Haare unter einem schwarzen Kopftuch verborgen, wirkte seine Mutter wie eine alte Frau. Sie war noch keine sechzig – Minenarbeiter alterten schnell.

»Du kommst gerade recht, Junge.« Sie strich ihm die Haare aus der Stirn.

»Kann ich ihn sehen?« Katsvi klang bedrückt und ruhelos.

»Erspar dir das, Svikhan. Er lag zwei Tage in der Sonne.«

»Weiß ich doch.«

»Auch der Erste Sekretär rät das.«

Katsvi nickte nur abweisend. Der örtliche Vorsitzende der früheren Staatspartei nahm im unabhängigen Qazaqstan keine Machtstellung mehr ein. Doch die Verbindungen aus der Unionszeit blieben in den Köpfen der älteren Leute lebendig, funktionierten womöglich noch immer.

Jeka und Liowa waren dabei, Fleischsuppe und Kohl für den Abend aufzuwärmen. Katsvi nahm seine Freundin zärtlich in die Arme.

»Wie lange kannst du bleiben, Svi?« Liowa strahlte ihn an.

»Das ganze Wochenende.« Es stimmte nicht ganz. Er sollte den Flug am Sonntagabend nehmen. Am Montagmorgen musste er pünktlich zum Dienst erscheinen.

»Wie schön!« Sie funkelte ihn aus großen Augen an. »Und traurig.«

»Danke, dass du hilfst.«

»Jeka Wassikova war doch bei mir, als der Anruf kam.« Für Katsvis Freundin schien es selbstverständlich, dass seine Mutter und sie sich beistanden.

»Du musst dich schonen, Liowa. Deine Kraft wird noch gebraucht.«

Sie lachte seine guten Ratschläge weg und wies mit der Stirn auf die Vorbereitungen in der kleinen Küche. »Gibt eine Menge zu tun.«

Hefekuchen dampften im Ofen, Kartoffelteig wartete in großen Plastikschüsseln. Liowa löste sich aus Katsvis Umarmung und strich sich die Schürze glatt. Ihr winziger Bauchansatz ließ sich bereits ahnen, wenn man eingeweiht war, wie Katsvi und seine Mutter.

Lange konnte es nicht mehr so weitergehen, dass sie sich nur jedes vierte Wochenende sahen. Sobald das Kind da war, würde er sich nach Aqtöbe versetzen lassen. Er musste sich entscheiden, ob er seine werdende Familie wichtiger nahm oder die mögliche Karriere bei der Kriminalpolizei.

»Komm!« Seine Mutter nahm ihn beiseite, lotste ihn durch den schmalen Flur. »Das Bild hat er auch mitgenommen.«

Jeka Akarelian führte ihren Sohn ins gute Zimmer. Zwei Kerzen brannten zu Häupten des einfachen, dunkel gebeizten Holzsargs. Über dem Diwan und Gästebett fiel Katsvi ein neues Bild auf, eine goldgerahmte Ikone, die zu klein war, um den hellen Fleck an der Wand auszufüllen. Denn sie hing an der Stelle, wo jahrelang das Bild der Ordensverleihung mit Genosse Michail Sergejewitsch geprangt hatte, Oleg Ivanowitschs ganzer Stolz. Katsvi begriff.

Es war nicht die Aufgabe des Gewerkschaftssekretärs und Ortsvorsitzenden der Partei, Erinnerungen zu beschlagnahmen. Sein Beileid für einen jahrelangen Mitgewerkschafter und Kampfgenossen zu äußern und seine

Reverenz zu erweisen, das kam dem Kollegen seines Vaters zu. Ein Diebstahl nicht.

»Lass ihn ruhen, Svikhan. Versprich mir das.« Damit ließ Jeka ihren Sohn allein.

Doch Katsvi zögerte nicht lange. Eine knappe Minute senkte er die Stirn in Gedanken an seinen Vater, dann schraubte er den Sarg auf.

Aufgedunsen sah dessen Gesicht aus, schwammig und bläulich verfärbt, doch wesentlich jünger als in Katsvis Erinnerung, geradezu friedlich. Es wirkte nicht, als hätte Oleg im Sterben sehr gelitten. Nur zwei auffällig hautfarbene Streifen, die schlecht überschminkten Kerben in den Wangen, wo der Unterkiefer mit Draht hochgebunden worden war, verliehen seinem Vater einen bitteren Zug um den Mund, den Katsvi im Leben nie bemerkt hatte.

Der Leninorden fehlte tatsächlich, der Platz am Anzugsrevers gähnte leer; Oleg Proporovs Kriegsorden steckte seitlich versetzt, ließ Platz frei für den größeren, wichtigeren *Held der sozialistischen Arbeit*. Aus irgendeinem Grund schien sein Vater bei der Gewerkschaft in Ungnade gefallen zu sein. Katsvi konnte sich keinen Reim darauf machen. Der Typ Funktionär, der Freundschaftsdienste und Vergünstigungen verteilte oder akzeptierte, war sein Vater nie gewesen. Zeit seines Lebens hatte Oleg Proporov sich für die Belange seiner Kolleginnen und Kollegen eingesetzt; oft mehr als er berichten durfte, denn die staatswichtigen Betriebe der Chromitförderung unterlagen strenger Geheimhaltungspflicht. Deswegen musste der Gewerkschaftssekretär bisweilen abweisend und verschlossen wirken, manchmal sogar ruppig und schroff, das schon. Aber eine ehrliche Haut war er, grundanständig durch und durch. Nichts Gegenteiliges hatte Katsvi jemals über seinen Vater sagen hören. Dass Liowa und er seinen Enkel erwarteten, hätte er ihm gerne anvertraut. Dafür war es jetzt zu spät.

Ein Sohn küsste den toten Vater, zumindest auf die Stirn, das war Brauch. Doch Katsvi brachte es nicht über sich. Ekel spielte dabei keine Rolle, in seiner Kriminalistenlaufbahn hatte er weit Schlimmeres gesehen und gerochen. Ihm ging der fehlende Respekt vor der Totenruhe gegen den Strich. Die Schändung durch den Ersten Sekretär würde Katsvi nicht billigen, indem er vorgab, alles sei in bester Ordnung. Wütend schob er den dünnen Sperrholzdeckel wieder über den Kopf des Toten und drehte die Schrauben ein - er würde der Sache auf den Grund gehen.

## **Zwei**

### **Drei Jahre später**

»Moment noch, Jon. Bin gleich soweit.«

Jonathan Mancini nickte freundlich und wartete geduldig, bis sein Chef die Textnachricht eingetippt hatte. Wieso Burt Damm, der Besitzer und CEO der *Damm Oil Inc. Ltd.* in Gulfport, Ms, darauf bestand, Geldanweisungen höchstpersönlich vorzunehmen, leuchtete Mancini nicht ein. Er selbst wusste so gut wie *Bossmann* woher das Geld stammte, wo es geparkt und versteckt war, auch wie man darüber verfügte. Doch Burt Damm regelte Dinge gerne auf seine ureigene Art.

Jon Mancini sollte es recht sein. Abzuwarten störte ihn im Prinzip nicht. Seine Parkuhr lief ununterbrochen. Jede Sekunde tickten fünf Cents durch, drei Dollar die Minute, hundertachtzig in der Stunde. Mancini verdiente jeden einzelnen davon. Hier unten an der Küste musste er der teuerste Buchhalter der Region sein. Er überragte Burt Damm um mehr als einen Kopf, doch dazu gehörte nicht viel. Mit seinem ultrahohen Haaransatz, wahrscheinlich dem zurückfliehendsten, den je ein Mann von Anfang Dreißig trug, ohne sich gleich eine Glatze rasieren zu lassen, wies er noch immer mehr eigenes Haar auf als sein Boss. Seinen hageren Oberkörper versteckte Mancini in einem überschnittenen Anzug mit Schulterpolstern, wie sie seit zwanzig Jahren aus der Mode waren. In jeder Großstadtkanzlei hätte er längst seinen eigenen Schneider und eine Eigenhaartransplantation. Damit wäre allerdings auch wieder ein Gutteil seines höheren Gehalts dahin. Mancini seufzte in Gedanken. Ihn beschlich eine ungute

Ahnung, wieso *Bossmann* ihn heraufzitiert hatte. Ihnen fehlten vierzig Millionen.

Damms Büro lag im obersten Stock des *Damm Tower*, des höchsten Gebäudes am Hafen von Gulfport, Mississippi. An einem weniger diesigen Tag hätte man den Ausblick auf die Stadt großartig nennen können, Damm selbst tat das unablässig.

Die kleine Stadt nannte den zweitgrößten Überseehafen nach *Bay St. Louis* ihr eigen, östlich von New Orleans, außerhalb von Louisiana. Mississippi und Alabama zählten mit ihren schmalen Küstenzugängen nicht wirklich als Golfanrainer, ihre Seefahrtsbehörden verdienten kaum Erwähnung. Der Hochseehafen von New Orleans und sein internationaler Freihafen dagegen, historisch einer der fünf wichtigsten Häfen der Vereinigten Staaten, unterlagen engmaschiger staatlicher Kontrolle. Sie boten ein viel zu heikles Pflaster für den alten Damm und sein Ölprospektierunternehmen, das zu seinen besten Zeiten mit Bohrinseln und eigener Flotte, mit Förderrechten an einem der reichsten Vorkommen im Golf von Mexiko, auf über siebenhundert Millionen Dollar geschätzt worden war.

»Da haben wir es schon.« Burt Damm hatte seine Mail endlich ausformuliert. Er lehnte lässig in seinem ausladenden Drehsessel hinter dem riesigen, mit Trophäen und Unterlagen vollgepackten Schreibtisch, zog eine Schublade auf und wühlte nach einer Art Schlüsselanhänger. Er nahm das kleine elektronische Gerät mit einem Knopfdruck in Betrieb, hielt es neben sein Smartphone, wartete ab, bis die Geräte sich erkannt und die Verbindung hergestellt hatten.

»Earl hat unsere Anweisung nicht bekommen, weiß der Himmel wieso. Ich schick die gerade neu.« Der Schlüsselanhänger gab ein unwilliges Piepsen ab. Anstelle einer Zahl blinkten auf dem winzigen Display sechs Gedankenstriche.